

Johannes Oesterreicher: Auschwitz, der Christ und das Konzil. Meitingen 1964. Kyrios-Verlag. 51 Seiten.

Zielweisend hat der Verfasser seinen Ausführungen den „Bußruf“ der deutschen Bischöfe vom August 1962 vorangestellt [vgl. FR XIV, 53/56, S. 3].

Zunächst beleuchtet Oesterreicher mit einzelnen Dokumenten der Nationalsozialisten die psychologischen Voraussetzungen ihres Kampfes gegen das Judentum. Er kommt — mit anderen Autoren — zu der wesentlichen Feststellung, es habe sich darum gehandelt, die eigenen „unheimlichen Triebkräfte zu tarnen“ und „den eigenen Anschlag gegen die Menschheit zu verdecken“. Es sei zudem „die Vorfront des nationalsozialistischen Kreuzzuges gegen die christliche Religion“ gewesen. „Gemäß der Schrift sind die Juden das Volk, das auf Gottes Geheiß den Berg Sinai umstand, um dort Seine Stimme zu hören. Gemäß der jüdischen Tradition aber vertrat die bei der Verkündigung der Gebote anwesende Generation alle künftigen Generationen. Da Israel gleichsam *ein* Leib ist, waren alle späteren Geschlechter mit den Wüstenwanderern um den vor der Majestät des Herrn bebenden Berg versammelt.“ Noch heute gebietet die Thora „dem sittlichen Wirrsal Einhalt“ (S. 11). Von daher versteht sich die Ablehnung, der Haß und der Wille, jene zu vernichten, die Gottes Autorität verkünden. — Der vielschichtigen Realität menschlichen Daseins wird der Verfasser gerecht, indem er auch auf politische, soziale und ökonomische Motive des Antisemitismus hinweist. Doch letztlich erinnert der Anblick der Juden an Christus, der über das Gesetz hinausgehende Liebe forderte. Die Darlegungen erreichen einen Höhepunkt in der These: „Der innere Widerstand gegen Christus und der Ärger über Seine Geburt in Israel“ sind das Hauptmotiv der Judenverfolgung gewesen. In fast allen SS-Dienststellen war der Wandspruch anzutreffen: „Gelobt sei, was hart macht!“ Dieser Ausspruch Nietzsches gibt den Blick in die ideengeschichtlichen Zusammenhänge frei. Der Verfasser nennt Nietzsche „den Vater des antitheologischen Impulses“ der nationalsozialistischen Periode. Das Christentum, das aus jüdischer Wurzel entsproß, war für ihn „die antiarische Religion par excellence“, der Christengott der „Krankengott, Arme-Leute-Gott, Symbol eines Rettungsankers für alle Ertrinkenden“. Das Christentum galt ihm als „Folgerichtigkeit“ des jüdischen Instinkts. Der von Hitler und seinem Gefolge erhobene gesetzesfreie Übermensch erdachte die Gaskammern von Auschwitz, ein „angeordnetes und überwachtes Massaker, das . . . in astronomischen Ausmaßen durchgeführt“ wurde. Freilich lassen sich schaurige Parallelen in früheren Zeiten feststellen: antisemitische Bewegungen in der Frühkirche, im Mittelalter, besonders während der Kreuzzüge und auch später, „Fälle blinder Perversität“ sie alle.

Dann wendet sich die Schrift den bedeutsamen positiven Klärungen zu. Im Hinblick auf das wahre Reich Christi und seine ewigen Werte ist das einzelpersonliche Gewissen stetig auszubilden und zu feinfühligem Wachsamtum zu erziehen. Autorität sollte nur unbescholtenen, reifen Persönlichkeiten zugestanden werden. In unserer Frage gelte immerfort das Wort eines Bernhard von Clairvaux: „Wer einen Juden anrührt, um sich an dessen Leben zu vergreifen, das ist so sündlich, als rühre er Jesum selbst an.“ — Damit kommen wir zur eigentlich christlichen Antwort. Kardinal Suenens sprach sie im Jahre 1960 bei einem neuen Aufflammen des Judenhasses aus: „Das lange Leiden eines Volkes quer durch die Zeiten und Länder, dessen Geheimnis vor unseren Augen fort dauert, lädt uns ein, ihm — über alle menschliche Voreingenommenheit hinweg — unser Herz zu öffnen . . . Ehren wir das Volk Israel, das der Welt das kostbarste Gut geschenkt hat, das die Erde trägt: unseren Herrn Jesus Christus.“ Die neue geistig-geistliche Atmosphäre des Konzilsalters, der Wille zu echter, ehrfürchtiger Begegnung von Christen und Juden verlangt, so betont Oesterreicher, Konsultor des Einheitssekretariates, „Herzenstakt und die wahrhaft menschliche, weil vom Gotteswort gespeiste Rede“. In diesem Sinne ist der erste Textentwurf, den Kardinal Bea dem Konzil vorlegte, von den tiefen Gedanken wahrer Brüderlichkeit geprägt. Jetzt, am

Ende der 3. Sitzungsperiode, kann der Verfasser von der endgültig geformten, schon positiv abgestimmten Dekretvorlage sagen: „Zum erstenmal wiederholt es (ein Konzilsdokument) die paulinische Versicherung, daß das jüdische Volk Gott stets teuer ist, daß er es liebt, weil seine Gnadengaben unwiderruflich sind. Zum erstenmal werden die Prediger und Hörer der Frohbotschaft Pauli aufgefordert, im jüdischen Volk nicht ein verworfenes, verfluchtes oder des Gottesmordes schuldiges Volk zu sehen . . . Die Vorlage ist ein großes, einzigartiges Dokument . . . Sie muß der Kirche wie der ganzen Welt Gnade um Gnade bringen“ (KNA 94/95 v. 1964). Der einzelne Gläubige kann und muß sich danach ausrichten, kann und muß in der gleichen Haltung Papst Paul VI. nacheifern, der seiner Gesinnung zu Jerusalem Ausdruck gab, als er in der Grabeskirche das Sühnegebet für alle sprach [s. FR XV, S. II]. Das Glaubensbewußtsein der Christen sollte, so schreibt Msgr. Oesterreicher zusammenfassend, wieder seine volle Dimension erhalten, indem der Sinn für die biblische Tradition und die Kontinuität der Heilsgeschichte zurückgewonnen wird. Alsdann werden alle neu erfahren, daß Abraham der Vater unseres Glaubens ist und daß das alttestamentliche Gottesvolk ein Glied der Gemeinschaft der wahren Anbeter unseres Vaters im Himmel bleibt. Einssein mit Jesus bedeutet im tiefsten Einswerden mit allen Kindern Abrahams.

Agape Menne OSB.

Wolfgang Seiferth: Synagoge und Kirche im Mittelalter. München 1964. Kösel-Verlag. 247 Seiten, 65 Abbildungen auf Tafeln.

Wolfgang Seiferth, Professor an der Howard University, legt in diesem Band Synagoge und Kirche im Mittelalter seine umfassenden Studien zu dem kunsthistorisch fesselnden Thema vor, das er mit Hilfe historischer und theologischer Einsichten zu deuten sucht. Dank des Druckkostenzuschusses seiner Universität war es möglich, das reiche Bildmaterial, das er dem Band beigegeben hat, zu veröffentlichen. Seine Sammlung von Materialien wird hinfort jeden, der sich mit dem Thema Kirche und Synagoge beschäftigt, unentbehrlich sein. Weit gespannt wie die kunsthistorisch bedeutsamen Objekte, die in die Untersuchung einbezogen sind, sind auch die Themen der einzelnen Kapitel, in die er sein Buch gegliedert hat. Da ist die Rede von Eintracht und Zwietracht im Heilswerk Gottes, von mystischer Hochzeit und Streitgespräch, von der Allegorie zur Gestalt, von der Ecclesia universalis und schließlich vom humanistisch-protestantischen Nachspiel. Bei der Übersicht und beim Überfliegen der Kapiteileinteilung mag dem Leser jedoch schon ein erstes Bedenken kommen. Sind die Themen der Einzelkapitel nicht allzu weit gespannt? Vereinen sie nicht höchst Disparates? Entscheidender ist die Frage, ob nicht unter dem Stichwort Ecclesia et Synagoga Dinge mitbehandelt werden, die gar nichts mit dem Rahmenthema zu tun haben. So fragt es sich, ob wirklich ein eigenes Kapitel über Agobards Briefe notwendig ist. Doch wiegen diese Bedenken weniger schwer als die Feststellung, daß wichtige Arbeiten zum gleichen Thema, insbesondere die Studien von Adolf Weis zur Straßburger Synagoga sowie sein Artikel Ekklesia und Synagoge im Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte, nicht berücksichtigt sind. Seiferth stützt sich bei der Interpretation des Zusammenhanges von Bild und Spiel zu sehr auf die Arbeiten von Paul Weber: Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und Synagoge, Stuttgart 1897. Der von Weber postulierte Zusammenhang von Spiel und Bild besteht jedoch, wie Weis nachgewiesen hat, nicht, zumindest nicht in dem von ihm angenommenen Ausmaß. Auch wäre es nützlich gewesen, wenn Seiferth zum Thema mystische Hochzeit und Hohelied die Untersuchungen von Friedrich Ohly berücksichtigt hätte. Aber auch seinen Namen sucht man vergeblich. Das Hohelied taucht in seinem Buch an zwei Stellen auf, auf Seite 52 und Seite 219. An der ersten Stelle erfahren wir, daß die Kirche als Braut Christi ihren Typus im Hohelied des Alten Testaments nach mittelalterlichem Verständnis habe. Gerade hier wäre nun einzusetzen und nach dem Verhältnis einmal von

Synagoge als alttestamentlichem Typus der Kirche und dann als Typus der mittelalterlichen Judenheit zur Kirche zu sprechen. Sodann wäre darauf hinzuweisen, daß die Ausdeutung der Braut im Hohenlied nur in einer bestimmten Zeit theologischen Forschens auf die Kirche bezogen wurde, daß daneben auch die Ausdeutung als Typus der Seele verstanden wurde. Gerade darauf hat Ohly zu Recht aufmerksam gemacht. An der zweiten Stelle ist von Bachs Kantate Nr. 140 die Rede unter dem Gesichtspunkt einer Nachwirkung der mittelalterlichen Typologie. Die Frage nach solchen Nachwirkungen ist zweifellos nicht unberechtigt. Wichtiger aber wäre es gewesen, zu erörtern, wie die Struktur des typologischen Denkens im Mittelalter überhaupt beschaffen ist. Ecclesia und Synagoga stellen eine Zweiheit dar. Wie vereint sich diese Zweiheit mit dem Streben nach einem Dreierschritt, das für das typologische Denken des Mittelalters charakteristisch ist? Die Kirche auf der Erde versteht sich als eine Erfüllung der Gemeinschaft der Synagoga im Alten Testament und weist doch zugleich auf die Ecclesia triumphans hin, die Gemeinschaft derer, die für immer als Erlöste bei Christus weilen. Dieser Aspekt scheint von Seiferth nicht genügend berücksichtigt worden zu sein.

Bei der Durchsicht der Anmerkungen stellt man fest, daß er die theologische Literatur des Mittelalters vielfach nur aus der Sekundärliteratur kennengelernt hat, jedenfalls nach der Sekundärliteratur zitiert. Dafür einige Beispiele: Ziemlich ratlos ist der Leser, wenn er auf Seite 34 findet, daß die jüdische Überlieferung aus den ersten Jahrhunderten einen ähnlichen Parallelismus wie den im Denken Augustins findet, den Vergleich des Götzendienstes mit dem Ehebruch, und dazu lediglich zitiert wird H. J. Schoeps, *Jüdische Geisteswelt*, S. 64, ohne jeden näheren Quellennachweis. Der Vergleich Götzendienst mit Unzucht ist biblisch. Hier braucht nur an die kleinen Propheten erinnert zu werden. Aber interessieren würde, wie dieser Vergleich in der jüdischen Überlieferung verwertet wird. Ein anderes Beispiel: Auf Seite 47 wird Prudentius' Paraphrase der Klagelieder zitiert. Auf der folgenden Seite findet sich die Stellenangabe wie folgt zitiert: (übs. nach Minge, PL 60, 319). Heißen soll das doch wohl, daß der Text der *Patrologia latina* von Minge entnommen ist. Dann hätte der lateinische Titel des Werkes zitiert werden müssen und anschließend daran der Fundort in der *Patrologia latina*. Wenn keine sonstige Übersetzung angegeben ist, sind wir gerne bereit anzunehmen, daß Seiferth die Übersetzung angefertigt hat. So wie das Zitat aber bei ihm lautet, klingt es, als sei es unter Zugrundelegung einer Übersetzung von Minge von ihm neu übersetzt worden, was natürlich ein völliges Mißverständnis wäre. Auf Seite 32 wird ein Augustinus-Zitat sogar nur nach A. von Harnack, Augustin, *Reflektionen und Maximen*, Tübingen 1922, gebracht. Doch sind dies relativ kleine Schönheitsfehler angesichts der Fülle der Literatur, die Seiferth tatsächlich gelesen hat. Bei seiner Besprechung des *Ludus de Antichristo* erwähnt er leider nur in einer Anmerkung, daß Hypocrisis in diesem Zusammenhang nicht sosehr bewußte Unaufrichtigkeit, sondern Selbsttäuschung bedeute. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn er diese richtige Erkenntnis stärker unterstrichen hätte. In der Tat muß nämlich das Bild der Heuchler im *Ludus de Antichristo* im Zusammenhang mit dem biblischen Vorwurf der Heuchelei gegenüber den Gegnern Jesu, insbesondere den Pharisäern, gesehen werden.

Seiferth hätte für seine theologische Ausdeutung manche Erkenntnisse noch aus den Arbeiten von Bernard Blumenkranz gewinnen können. Als Beispiel sei seine Abbildung 52 erwähnt aus dem Codex Fr. 166 der Nationalbibliothek Paris Fol. 40b. Begräbnis der Synagoge, um 1410, Werkstatt der Brüder von Limburg. Dazu bemerkt er, im versöhnlichen Geist sei das feierliche Begräbnis der Synagoge dargestellt. „Zu Füßen des Sarkophages segnet Christus die Leiche ein, am Kopfende blickt die gekrönte Ecclesia als Nachfolgerin auf die Zeremonie herab. Der Sinn der Gruppe ist klar... Synagoge muß sterben, wie auch Miriam und Moses in der Wüste sterben mußten, bevor die Menschheit unter der Führung Christi

das verheißene Land betreten wird.“ Es ist allerdings doch die Frage, ob hier wirklich die Synagoge gemeint ist oder nicht einfach das Gesetz oder das Alte Testament, das nun erfüllt ist und darum stirbt und feierlich von Christus bestätigt wird. Das war ein Gedanke, den schon Augustinus vorgetragen hat. Sind solche kritischen Anmerkungen bei der Lektüre des Buches von Seiferth auch angebracht, so ist es selbst in den Partien, in denen es zum Widerspruch herausfordert, anregend zu lesen. Als Einführung in die Problematik der mittelalterlichen Deutung der beiden Heilsgemeinschaften Ecclesia und Synagoga wird das Buch gute Dienste leisten.

W. E.

Otto Veit: Christlich-jüdische Koexistenz. Frankfurt am Main 1965. Europäische Verlagsanstalt. Sammlung „res novae“. Veröffentlichungen zu Politik, Wirtschaft, Soziologie und Geschichte. Bd. 39, 144 Seiten.

Das Fachgebiet des Verfassers ist Soziologie und Währungspolitik. Die Soziologie, der er unter anderem die Studien *Die Flucht in die Freiheit* (1947) und *Soziologie der Freiheit* (1957) gewidmet hat, führte ihn auch zur Beschäftigung mit dem Phänomen des Antisemitismus. Da der Antisemitismus auch neuerer Prägung manche verwandte Züge mit dem Judentum vergangener Zeiten, in denen christliche Theologen und Staatsmänner ihn rechtfertigten, sah er sich zur Beschäftigung mit religiösen Fragen veranlaßt. Seine so entstandene Schrift *Christlich-jüdische Koexistenz* ist die eines Dilletanten, wobei das Wort hier in seinem ursprünglichen Sinn gebraucht sein soll, eines Menschen, der sich aus Neigung mit diesem Thema beschäftigt. Der Verf. liefert den Beweis, daß dabei sehr viel Gutes herauskommen kann. Seine Belesenheit ist groß. Er ist allerdings nicht immer genügend kritisch gegenüber seiner Lektüre. Verzeichnungen kommen mehrfach in seiner Darstellung vor. Vor allem seine Darstellung der Erbsündenlehre ist zu einseitig und ebenso seine Ausführungen über deren Konsequenzen. Auch die Behauptung, daß durch die platonische Philosophie ein Zug der Weltverneinung in das christliche Abendland hineingekommen sei, kann in dieser Form nicht unwidersprochen bleiben. Der Toleranzgedanke ist älter als Lessing. Versuche zu einer Universalreligion zu finden, die eine Versöhnung im Glauben ermöglicht hätte, hat es auch schon im Mittelalter und erst recht im Humanismus gegeben: Peter Abälard, Ramon Llull, Nikolaus von Kues, um nur einige Namen zu nennen. Warum diese Versuche gescheitert sind, diese Frage ließe sich nicht zuletzt aus dem Problem Verhältnis Ratio und Fides (Vernunft und Glaube) im Mittelalter und aus anderm klären! In den Fragestellungen des Verf. liegt der eigentliche Gewinn seiner Arbeit. Er versteht klar und verständlich zu gliedern, wägt die Lösungen gegeneinander ab. Zu danken ist ihm dafür, daß er die Frage nach der Herausforderung der Christen durch die Juden stellt und in ihr einen der Gründe der Verfolgungen sieht. In der Tat ist die Existenz der Juden als Sondergruppe in christlicher Umwelt eine tragisch notwendige Herausforderung gewesen. Mit Recht bemerkt der Verf., daß das Judentum als Offenbarungsreligion von Hause aus ebenso wenig tolerant war wie das Christentum, daß daher jüdischerseits jahrhundertlang wenig Neigung zum Gespräch bestand. Die Befangenheit der Aufklärer wird ebenso richtig erkannt und zu Recht bemerkt, daß die Lösung nicht in Gleichmacherei bestehen kann. Die Erfahrung des Leidens, der Verfolgung und Vernichtung zwingt zu Neubestimmung, die nur in wechselseitiger Anerkennung liegen kann.

W. E.

H. G. Adler: Die Erfahrung der Ohnmacht. Beiträge zur Soziologie unserer Zeit. Frankfurt/Main 1964. Europäische Verlagsanstalt. Sammlung „res novae“. Veröffentlichungen zur Politik, Wirtschaft, Soziologie und Geschichte Band 29. 275 Seiten.

H. G. Adler, der durch seine Arbeiten über das Lager Theresienstadt und über die Geschichte der Juden in Deutschland bekannt geworden ist (s. FR XIII, 50/52 S. 117), legt nun einen Band mit Aufsätzen zur Soziologie unserer Zeit vor.